

## Kapitel 2

# BASEL, SCHWEIZ

Tennis hat mich persönlich in vielerlei Hinsicht gerettet. Im Laufe meiner Kindheit kletterte mein Vater, wie zuvor schon sein Vater, allmählich die Karriereleiter der US-Marine bis zum Rang eines Admirals hinauf. Vor meinem Eintritt ins College zogen wir mehr als zehnmal um. Ob in Virginia, auf Hawaii oder in Kalifornien, stets war Tennis eine meiner Eintrittskarten in die nächste Gemeinschaft, die nächste Schule oder das nächste Team. Ich habe diesen Sport immer geschätzt und berichte darüber seit den 1980er-Jahren mit kritischem Blick, aber auch sehr viel Freude. In den letzten 35 Jahren habe ich über alle möglichen Sportarten geschrieben, doch keine hat meine Aufmerksamkeit so gefesselt wie Tennis – zum Teil auch weil ich selbst ausreichend viel gespielt, mich abgemüht und versagt habe, um zu begreifen, wie schwierig es ist, Schläge auszuführen, die Virtuosen wie Federer selbst unter Druck so gelingen, als wären sie reine Routine.

Im Sommer nach meinem Abschluss am Williams College, in dessen Tenniskader ich mitspielte, unterrichtete ich Tennis in einem kleinen Club mit gehobener Klientel in East Hampton im US-Bundestaat New York. Zwei meiner Schüler waren Jann Wenner, Gründer der Zeitschrift *Rolling Stone*, und die Modedesignerin Gloria Sachs. Mein Ziel war es, mit dem Unterricht so viel zu verdienen, dass ich eine Low-Budget-Weltreise finanzieren konnte, die ich mit meinem Zimmergenossen aus dem College unternehmen wollte. Mit der Unterstützung von Jann, Gloria und anderen gelang mir das auch. Ich fühlte mich mit Tennis so verbunden, dass ich meinen Yonex-Schläger am Rucksack befestigte und ihn auf die Reise mitnahm. An Orten wie Burma oder im ländlichen China, wo es weit und breit keinen Tennisplatz gab, schien das mehr als unpassend. Doch der Schläger gab mir, wie in meiner Jugendzeit, Sicherheit in unbekanntem Gelände.

Ein Tennismatch zu beobachten ist für mich immer noch eher ein aktiver als ein passiver Vorgang: Mein Körper spannt sich an, und oft umklammert meine rechte Hand einen fiktiven Griff. Das erste Turnier, über das ich berichtete, hatte mit Wimbledon nicht im Entferntesten zu tun. Es handelte sich um die nationalen Meisterschaften der United States Tennis Association für Jungen in der Altersgruppe U12 – im Grunde ein Turnier für talentierte Grundschüler –, die in meinem damaligen Wohnort San Diego stattfanden.

Ich hatte ein Sommerpraktikum bei der Lokalzeitung ergattert, in einer Ära, als Zeitungen noch die Hauptnachrichtenquelle darstellten. Nur zwei Erinnerungen an dieses Turnier aus längst vergangenen Tagen sind mir geblieben: Vincent Spadea, der Vater des späteren Top-20-Spielers Vince Spadea, sang zwischen den Spielen seines Sohnes Arien auf der Tribüne; und die sechsjährige Alexandra Stevenson, die mit ihrer Mutter Samantha gekommen war, übte Radschlagen auf dem Rasen. Das war lange bevor sie 1999 das Halbfinale in Wimbledon erreichte (und lange bevor irgendjemand außerhalb ihres engeren Kreises wusste, dass sie die Tochter des NBA-Stars Julius Erving war).

Manchmal erscheint es wie zufällig, was im Gedächtnis haften bleibt und was in Vergessenheit gerät. Doch eines weiß ich genau: Nur zweimal habe ich einem jungen Spieler zugesehen und war mir völlig sicher, eine künftige Nummer eins vor mir zu haben.

Zum ersten Mal geschah das während der French Open 1998, als der 18-jährige Marat Safin in seinen ersten beiden Grand-Slam-Matches Andre Agassi und den Titelverteidiger Gustavo Kuerten besiegte. Safin war ein leicht erregbarer, telegener und enorm athletischer Russe, ein stolzer Tatar mit Sex-Appeal und einer explosiven beidhändigen Rückhand, oft fliegend geschlagen, die keinem mir bekannten Schlag glich.

Das zweite Mal passierte es während meines ersten Besuchs in Basel. Ich reiste im Februar 2001 dorthin, um über Patrick McEnroes Debüt als Kapitän des US-amerikanischen Davis-Cup-Teams und über das spielerische Debüt des 18-jährigen Andy Roddick zu berichten. Am Ende schrieb ich vor allem über einen Schweizer Teenager.

Ich hatte Federer gesehen, als er sein erstes Grand-Slam-Match (bei den French Open 1999) gegen Patrick Rafter verlor, und erneut im folgenden Jahr, als er am Einzelwettbewerb der Olympischen Spiele von Sydney teilnahm und dort den undankbaren vierten Platz belegte. Inzwischen war er 19 Jahre alt und galt als aussichtsreiches Talent. Wie aussichtsreich, erkannte ich in jenen drei Tagen, die ich in Federers Heimatstadt verbrachte.

Zu dieser Zeit genoss der Davis Cup, der wichtigste Mannschaftswettbewerb im Tennis, noch ein höheres Prestige: Hier mussten die Spieler zeigen, was in ihnen steckte, denn sie standen unter einem anderen, oft intensiveren Druck als auf der regulären Tour. Der Best-of-Five-Modus mit drei Gewinnsätzen führte sie an die Grenzen ihres Stehvermögens.

Federer, damals noch nicht in die Top 20 aufgestiegen, hatte das Turnier erstmals im Alter von 17 Jahren bestritten und in diesem nun schon einige berauschende Momente und schwere Niederlagen erlebt. Doch während dieses langen Wochenendes in Basel nahm er das Schweizer Team Huckepack und trug es zum Sieg gegen die US-Amerikaner in der ersten Runde, indem er sowohl seine beiden Einzelgegner vom Platz fegte als auch das Doppel mit seinem Partner Lorenzo Manta gewann.

Am Eröffnungstag spielte er den zweimaligen Grand-Slam-Finalisten Todd Martin an die Wand. Obwohl es sich um einen Kunststoffbelag handelte, stellte ich mir die ganze Zeit vor, dass Federers flinke Füße auf Rasen stünden – er spielte eine Slice-Rückhand nach der anderen, im vollen Lauf Vorhand-Winner aus dem Handgelenk, bewegte sich fließend zwischen Grundlinie und Netz und erzielte Punkte mit Volleys und Schmetterbällen. Seine Schläge und Bewegungen waren so flüssig, dass sie an Sampras und Edberg erinnerten: Es gelang ihm, große Entfernungen schnell und ohne sichtbare Anstrengung zu überbrücken. Mit einer Geschwindigkeit und Gewandtheit, die ich noch nie gesehen hatte, konnte er seine Rückhand umlaufen, um seine Vorhand krachen zu lassen. Sein Aufschlag wirkte sicher und war ganz offensichtlich schwer zu antizipieren, jedenfalls verfehlte der 1,98 Meter große Martin, ein guter Return-Spieler mit großer Spannweite, den Ball öfter mehr als nur knapp.

„Dieser Junge wird mal Wimbledon gewinnen, und zwar mehrfach“, sagte ich zu den Journalistenkollegen neben mir auf den reservierten Plätzen. Das war zu einer Zeit, als Sportreporter noch miteinander sprachen und nicht nur tweeteten.

Eigentlich war das gar nicht typisch für mich. Ich bin lieber Beobachter als Wahrsager, und diese Prognose hätte man durchaus als gewagt bezeichnen können. Pete Sampras war Ende 20 und eine unwiderstehliche Kraft im All England Club. Pat Rafter, der netzaffine

Australier, war in seinen besten Jahren und ein brillanter Rasenspieler. Doch wer Topspieler lange genug beobachtet, erkennt die Muster und Fertigkeiten, die zum Erfolg führen und das Spiel eines jüngeren Spielers vor dem inneren Auge zu etwas Größerem wachsen lassen. Federers Angriffsstil, sein für alle Beläge geeignetes Rüstzeug, seine Täuschungskraft und seine geschmeidige Beinarbeit befeuerten solche Träume.

Federers mit taktischen Varianten durchsetztes Spiel war gereift, was die Schweizer beglückte und für die Amerikaner zum ungünstigsten Zeitpunkt kam.

„Wir trafen auf einen Typen, der alles beherrschte“, erzählte uns McEnroe nach der 3:2-Niederlage. „Federer ist ein großartiger Spieler, und diese Woche hat er quasi seine volle Spielstärke erreicht. Wir haben ihn nicht in den Griff bekommen. Der Junge hat verdammt viel drauf. Er spielt ganz klar auf Augenhöhe mit den Top 10, wenn nicht besser.“

Eine Woche zuvor hatte Federer gerade in Mailand seinen ersten ATP-Titel auf einem ähnlichen Hallenbelag gewonnen – ein Meilenstein im Leben eines jungen Spielers. Dann in Basel für sein Land zu gewinnen, war emotional die nächste Stufe.

In derselben Arena bei den Swiss Indoors errang er später zehn Titel im Einzel. Doch damals in diesem frühen Stadium traute er seinen Fähigkeiten noch nicht ganz, war unsicher, ob er die Last schultern konnte, sein Team anzuführen, zumal es zwischen ihm und Teamchef Jakob Hlasek gehörig knirschte. Der frühere Schweizer Tennisstar Hlasek hatte sich im Vorjahr in diese Rolle hineinbefördert und Claudio Mezzadri verdrängt, den Roger und seine Mitspieler sehr geschätzt hatten.

„Dieses Match gegen die USA war ein wichtiger Moment in meiner Karriere“, sagte mir Federer viel später. „Es hat mich bestärkt, an mich selbst zu glauben.“

Tatsächlich steckte es voller Vorahnungen. Nach dem Sieg flossen Tränen, und Federer hielt dreisprachige Pressekonferenzen ab. Seine Haare waren lang, seine Erscheinung immer noch jugendlich, sein scharf geschnittenes Gesicht mit der markanten Nase passte eher zu einem Faustkämpfer. Als er für ein Interview erschien, glich sein rhythmisch anmutiger Gang dem eines Panthers, er wirkte selbstbewusst, als gewöhne er sich daran, so genau beobachtet zu werden.

Zum amerikanischen Team gehörten auch zwei spätere Starspieler – Roddick und James Blake –, die in den kommenden Jahren immer wieder unter Federers flinker Hand zu leiden hatten.

Roddick, ein geistesgegenwärtiger und schlagkräftiger Spieler, gab sein Davis-Cup-Debüt im sogenannten Match um die goldene Ananas, wo er im letzten Einzel am Sonntag George Bastl bezwang, nachdem Federer bereits mit dem Sieg über Jan-Michael Gambill für den Gesamtsieg des Schweizer Teams gesorgt hatte.

Viel später am Abend, als sich beide Teams in einer Basler Kneipe trafen, unterhielten sich Roddick und Federer zum ersten Mal.

„Man ist schon gespannt darauf, wie so jemand mit der Situation umgeht, eine Davis-Cup-Partie in der eigenen Heimatstadt gewonnen zu haben. Und ich habe ja miterlebt, wie er unser gesamtes Team zerlegte“, erzählte Roddick mir kürzlich. „Es ging gar nicht mehr um die Frage, ob dieser Typ mal richtig gut wird. Das war uns allen wohl schon klar. Die Frage war vielmehr: Wird er einfach Roger sein oder – und ich meine das gar nicht respektlos – wird er ein Richard Gasquet werden, also jemand, der richtig, richtig gut ist? Darauf kann niemand zu einem so frühen Zeitpunkt die Antwort kennen, denn der entscheidende Unterschied ist von außen wohl kaum zu erkennen. Ich glaube, es war

unbestreitbar, dass Roger in die Top 10 und auch in die Top 5 aufsteigen würde. Aber es macht noch mal einen großen Unterschied, ob jemand Nummer eins wird, einen Slam gewinnt und über zehn Jahre hinweg relevante Erfolge erzielt. Damals dachte man ganz sicher nicht in Kategorien von 20 Jahren.“

James Blake, der sein Harvard-Studium nach zwei Jahren abgebrochen hatte, um sich Vollzeit seiner Tenniskarriere zu widmen, war ein Trainingspartner der Amerikaner in Basel und verbrachte deswegen einige Zeit mit Michel Kratochvil, dem Trainingskollegen des Schweizer Teams.

„Wir waren so stolz auf Andy“, berichtete mir Blake. „Wir sagten: ‚Dieser Junge ist so gut, passt mal auf, er wird unglaublich sein und lange in unserem Team spielen.‘ Aber als ich mit Kratochvil sprach, meinte der nur: ‚Vielleicht schaut ihr mal auf unseren Jungen. Der wird auch mal was Besonderes.‘“

Blake beobachtete Federer ausgiebig. Seine erste Erkenntnis war, dass es irrsinnig schwierig war, einen Ball auf Federers weniger gefährliche Rückhand zurückzubefördern, wenn er einen Punkt erst einmal unter Kontrolle gebracht hatte. Er war einfach unglaublich schnell.

„Er bewegt sich so gut, dass man ihn nicht zu einer weiteren Rückhand zwingen kann, wenn er eine Vorhand hat“, sagte Blake. „Sobald er eine Vorhand schlägt, beherrscht er den Punkt. Das war einfach unglaublich.“

Es gab noch eine zweite Erkenntnis.

„Wir beobachteten ihn alle, und er schien überhaupt nicht zu schwitzen“, erinnerte sich Blake. „Man hatte den Eindruck, dass sein Puls mit Tempo 30 schlug. Als könnte ihm nichts etwas anhaben – er würde zum Beispiel keine falschen Entscheidungen treffen, nur weil es um einen Breakpunkt ging und das Publikum nervös war.“

Blake konnte nicht wissen, dass Federer früher ganz anders gewesen war, Schläger weggepeffert und über sich selbst geflucht hatte.

„Man hatte den Eindruck, er sei dem Ganzen voll gewachsen und könne mit jeder Situation umgehen“, sagte Blake. „Und dann zu erleben, wie er nach dem Match in Tränen ausbrach, zu sehen, wie viel es ihm bedeutete, in seiner Heimatstadt am Davis Cup teilzunehmen, war wirklich cool.“

Die Amerikaner flogen wieder nach Hause, und ich reichte meine Kolumne für die *International Herald Tribune* ein. Dabei brachte ich dann doch nicht den Mumm auf, Federer Schwarz auf Weiß zum mehrfachen Wimbledon-Champion in spe zu krönen.

Federer ist ein ganz besonderer Spieler – schon in jungen Jahren selbstsicher und gereift, von Natur aus in der Lage, unter Druck über sich hinauszuwachsen, und flüssig in praktisch all seinen Bewegungen.

Er kann riesige Aufschläge servieren. Er kann als Rückschläger den Ball hinterlaufen und dann plötzlich einen unerreichbaren Lob spielen. Er kann klassisches Chip and Charge spielen und dann mit steifem Handgelenk einen Volley-Winner schmettern. Er kann das Spiel mit seiner Vorhand bestimmen und dann schnell seine einhändige Rückhand einsetzen oder einen gemeinen kurz cross gesetzten Slice spielen, der weniger gelenkige Gegner zwingt, schnaufend und keuchend nach dem mit viel Schnitt fliegenden Ball zu hechten.

Trotz alledem lässt sich nicht prognostizieren, ob er seine vielfältigen Talente nutzen wird, um beständig Erfolge auf Weltniveau zu erringen. Geld, zu viel Lob und Verletzungen können selbst größten Ambitionen und schärfsten Schlägen einen Dämpfer versetzen, doch nach den letzten zwei Wochen kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Schweizer hier

wieder einen potenziellen Champion in ihren Reihen haben. Und im Gegensatz zu Martina Hingis verbringt Federer sogar mehr Zeit in der Schweiz als in Florida.

Federers Tennisspiel war tatsächlich „Made in Switzerland“. Er wurde am 8. August 1981 als zweites Kind von Lynette und Robert Federer im Universitätsspital Basel geboren. Beide Eltern waren zwar begeisterte, aber keine sonderlich großen Sportler, die erst vergleichsweise spät mit dem Tennisspiel begannen. Roger selbst fing in Basel an und verfeinerte sein Spiel dann in anderen Schweizer Städten. In diesem Land mit seinen vier Amtssprachen war er schon in seiner Jugend an verschiedenartige Einflüsse gewöhnt.

Lynette stammt aus Südafrika und hatte Robert im Alter von 18 Jahren nahe Johannesburg kennengelernt, wo beide für den Schweizer Chemiekonzern Ciba-Geigy arbeiteten. Obwohl Lynettes Muttersprache Afrikaans ist, hatte sie auf Drängen ihres Vaters eine englischsprachige Schule besucht. Nachdem sie zusammen mit Robert in die Schweiz gezogen war und später eine Familie gegründet hatte, sprach sie anfangs Englisch mit Roger und seiner älteren Schwester Diana.

„Das war in den ersten Jahren“, verriet mir Lynette Federer in einem Interview, das wir zu einem frühen Zeitpunkt von Rogers Karriere führten. „Dann bin ich doch zu Schweizerdeutsch übergegangen. Nach so langer Zeit in der Schweiz fiel es mir leicht. Roger und ich sprechen immer noch viel Englisch miteinander. Je nachdem, worüber wir diskutieren, ist es oft ein ziemlicher Sprachenwirrwarr.“

Lynette und Robert entschieden sich für den Namen Roger, weil ihnen der Zusammenklang mit Federer gefiel. Und der Name ließ sich gut auf Englisch aussprechen; ihr Sohn musste als Jugendlicher dann allerdings häufig darauf hinweisen, dass sein Vorname nicht französisch „Ro-gé“ auszusprechen sei.

Federers erster wichtiger Tennistrainer war Adolf Kacovsky, ein tschechischer Einwanderer in der Schweiz. Den größten Einfluss in jungen Jahren hatte jedoch der Australier Peter Carter. Später wurde Federer von Schweden, US-Amerikanern und einem weltläufigen Kroaten trainiert, Ivan Ljubicic.

Doch so global sein Geschmack wie seine Anziehungskraft auch sind, Federer sieht sich bis heute als Kind des Schweizerischen Tennisverbands. Für andere Schweizer Topspieler gilt das nicht unbedingt, etwa für Martina Hingis, die vor ihm Platz eins der Weltrangliste im Einzel und Doppel erreichte, oder Stan Wawrinka, der ihm nachfolgte und zweitbesten männlicher Schweizer Spieler aller Zeiten wurde.

„Nur Roger kam durch den Verband groß heraus“, sagte Marc Rosset, der Schweizer Einzel-Olympiasieger von 1992.

Basel ist der Ort, wo Federers Geschichte begann: eine weltoffene Stadt am Rhein in unmittelbarer Nachbarschaft zu Deutschland und Frankreich.

Rosset findet, die Schweiz hatte Glück. „Fünf Kilometer in die eine oder andere Richtung und Roger wäre vielleicht Deutscher oder, schlimmer noch, Franzose geworden“, sagte Rosset, der aus Genf in der französischsprachigen Schweiz stammt. „Können Sie sich Roger als Franzosen vorstellen?“

Federer war ein sehr aktives Kind – „fast hyperaktiv“, wie er sagt – und wuchs in einem gutbürgerlichen Zuhause in einer ruhigen Straße des Basler Vororts Münchenstein auf. Für Sport interessierte er sich weitaus mehr als für die Schule.